

Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N^o 15.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Das Haus im Schnee.

Erzählung von C. Herlossohn.

(Fortsetzung.)

— „Warum sollt' ich Euch ängstigen, Mutter!“ sagte Marianne. „In meiner Brust lebt die feste Zuversicht, daß wir gerettet werden und daß sich noch Alles zum Guten wenden wird. Als wir das Lied sangen, da kam es wie vom Himmel so warm und labend in mein Herz und vor mir mitten in der Finsterniß glaubte ich ein blaues, mildes Auge zu sehen, das schien mir sagen zu wollen: „Verzage nicht!““

„Hu! mir wird recht kalt —“ klagte die Mutter, „die Füße erstarren mir. Entweder also verhungern oder erfrieren.“

— „Nein, Mutter — unter'm Schnee erstarret nichts; die kleinsten Keime leben und wachsen fröhlich: er ist ihr warmes Winterkleid. — Ich will mich zu Euch setzen, Mutter! legt den Kopf in meinen Schooß — und hier die Schürze wickle ich Euch um die Füße. Kommt, lieb' Mütterle! fühlt' mal — meine Hände sind nicht einmal kalt — ich habe ganz warmes Blut. — Versucht zu schlafen; ich will für Euch beten — und wenn Ihr erwacht, will ich mit Euch plaudern. Vielleicht hör' ich sie oben einschlagen, wenn erst Alles still ist.“

„So soll ich denn schlafen? Ach, der Schlaf kommt grade nicht, wenn man sein verlangt.“ — Sie faltete die Hände vor der Brust und legte das Haupt

in den Schooß der Tochter, die sie leicht und doch sorgfältig mit ihren Armen bedeckte.

3.

Es wahrte nicht lange, da war Frena eingeschlafen; Marianne aber wachte. Ihr war bange in der öden Einsamkeit, die nur der Athemzug der Schläferin und leises Knistern im Sparrenwerk des Hauses ausfüllte. Darum dachte sie an Jacob und beschwor seine freundliche Erscheinung in ihre Nähe. Sie war der festen Ueberzeugung, daß er ihr treu geblieben, daß er ihr geschrieben, mehrmals geschrieben; nur wagte sie nicht, der Mutter darin zu widersprechen. Gewiß hatte der boshafte, neidische Schöppe Fineder die Briefe untergeschlagen, vielleicht mit Vorwissen ihrer Mutter. — Aber wenn er wirklich ihr Engel war, bestimmt für's ganze Leben, dann mußte er auch jetzt kommen, in der bittersten Zeit ihrer Noth. Wenn ihn aber das Verhängniß in der Fremde festhielt, wenn er zu spät kam und wenn es beschlossen war, daß sie in dem verschütteten Hause schon nach wenig Tagen ihr Grab finden sollte, dann, dann — dachte sie —: wenn sie in der Arbeit ermüden und uns nicht herauscharren, weil wir zu tief liegen, dann wird der Sommer kommen und den Schnee schmelzen, dann wird er bestimmt wiederkehren und mich als Leiche finden. Er wird mich beweinen, ein Grab graben lassen und eine Blume darauf pflanzen. — Ach, sie hatte der Mutter mehr Trost gegeben, als sie selbst in der Brust trug. Es war

doch schrecklich, hier sterben zu müssen in der Finsterniß, ohne noch einmal die Sonne, ohne noch einen Lichtstrahl gesehen zu haben. Und ihr junges Leben sollte sie so früh hinabsenken unter Staub und Verwesung; es war bisher so arm gewesen an freudigen Genüssen — Jacob war der einzige kurze Lichtblick desselben und nur seine Wiederkehr konnte es füllen mit Glanz und Seligkeit! —

Stunde an Stunde verrann — Marianne hatte leider keinen Maßstab für die Dauer, sie fühlte nur, daß die Zeit entsetzlich langsam dahin schlich. — Die Mutter schlief regungslos; nur manchmal seufzte sie auf im Schlafe und athmete bang, ein Zeichen, daß beängstigende Träume durch ihre Seele zogen. Marianne regte sich kaum, um die Schläferin nicht zu erwecken. Bald aber bemächtigte sich auch der Frost des armen Mädchens und die Erstarrung beschlich allmählig ihre Glieder. Gern hätte sie sich erhoben, um sich durch Bewegung in dem kleinen Raume der Stube zu erwärmen, oder um einen Versuch zu machen, einige wärmere Kleidungsstücke aus der zertrümmerten Kammer hervorzuholen; aber sie wollte den Schlaf der Mutter, die sie trotz ihrer Härte dennoch innig liebte, nicht stören. Nur im Schlummer blieb der alten Frau die schreckliche Wirklichkeit, die, je länger, immer drohender erschien, entrückt, und der Erwachenden konnte sie keinen neuen Trost geben. Sie zermartete sich den kleinen Kopf, um ein Rettungsmittel zu ersinnen — doch umsonst; Hilfe konnte nur von Oben kommen, — wie sollte es ihr möglich sein, die Schneewucht aufwärts zu durchbrechen. Wie sie auch spähte und lauschte — kein Ton, der nahende Hilfe verkündet hätte, drang zu ihr herab. Ach, die Menschen auf der Erde oben hatten ihrer vergessen, oder — sie gaben sie verloren. — So muß es, dachte sie, im Grabe sein, wenn sie Einen scheinodt hinabsenken, wie dies vor Jahren einmal dem Hirten Martin begegnet und wovon die alten Frauen noch jetzt viel Schauerliches erzählten. —

Endlich erbarmte sich der Schlaf des geängstigten Mädchens, sie senkte ihr Haupt auf die Brust und ihre Seele ward auf kurze Zeit den Schauern der Umgebung und der Pein des Gedankens entrückt. — Aber nicht lange wahrte dies — die Mutter in ihrem Schooße regte sich — es mochte draußen um die siebente oder achte Morgenstunde sein — und erwachte. Den Uebergang von voller Finsterniß zur matten Helle konnten

die Augen der Frauen so nicht ermessen; es blieb für sie dieselbe Nacht.

„Wo bin ich, Marianne?“ rief die Alte und erweckte ihr Kind, als sie sich erhob, „um Gottes Barmherzigkeit, noch immer begraben, noch immer in der graufigen Nacht! Also nicht todt — wie ich geträumt, und nicht erlöst. Hab' ich lange geschlafen, Marianne?“

— „Nicht lange, Mutter,“ betheuerte das Mädchen wahrheitswidrig zwar, aber trostbeflissen — „nach einigen Stunden wird wohl der Tag anbrechen und da werden sie wieder fleißig nach uns suchen.“

„Hast Du nicht gehört, ob sich die Retter nähern?“

— „Einige leise Halle wohl,“ stockte das Mädchen, „das Gebälk knisterte mehrmal — vielleicht von der Last derer, die auf dem Schnee stehen und graben.“

„Ach, uns hilft Niemand,“ meinte die Alte, „wäre es ihr ernstester Wille, sie müßten schon zu uns gedrungen sein — wenigstens ihre Stimmen müßten wir bereits hören. Das wär' ein mächtiger Trost — der gäbe mir neues Leben.“

— „D die Nachbarn verlassen uns gewiß nicht, liebe Mutter!“

„Wer jetzt draußen wäre,“ wehlagte Frena, „im freundlichen Sonnenlicht! O, die Sonne giebt Leben, wenn's auch noch so kalt ist und auf der Erde ist's überall schön. — Du könntest es haben, wenn Du mir gefolgt und den Schöppen genommen hättest.“

„Aber, Mutter,“ entgegnete Marianne, „dann wär't Ihr ja hier allein — denkt Euch das Entsetzliche — und bevor die Nachricht zu mir nach dem Büchel, und bevor ich mit Hilfe hierhergekommen wäre — da hätte Euch die Verzweiflung getödtet!“

„Ach, da hast Du freilich Recht,“ sagte die Mutter — es war zum ersten Male, daß sie eine Aeußerung der Tochter bestätigte — „so ganz allein und verlassen muß es sich noch schrecklicher sterben.“

— „Wir werden nicht sterben, wir werden gerettet werden, liebe Mutter! Und sollte unser Gott das Unabänderliche beschlossen haben, so ruht Ihr doch an der Brust Eures Kindes, ich kann mit Euch beten, kann Euch trösten, kann den letzten Seufzer von Eurem Mund küssen und den letzten Segen über Euch sprechen; — und dann — werde ich Euch folgen in Jesu Christi Namen!“

„Der Tod kommt nur so langsam geschlichen — jede Minute ist Marter, wenn's einmal beschlossen ist — und Du, Marianne, Du bist jung und kräftig, Du wirfst mich ein, zwei Tage überleben und bis da-

hin kann doch Rettung kommen. Aber verlassen wirst Du mich nicht in meiner letzten Stunde, mein gutes Kind!"

„Nein, Mutter, nein!“ schluchzte Marianne und küßte die Hand derselben, das milde Wort, welches sie eben vernommen, wollte ihr fast das Herz sprengen, „ich bleib ja Eure Tochter bis zum letzten Athemzuge.“

„Mich hungert,“ sagte nach einer Weile die Mutter — „und Du hast auch nichts, armes Mädchen.“

— „Nehmt nur den Rest Brod, Mutter — ich brauche wahrhaftig nichts. Ich will trinken; Wasser stärkt auch.“

Sie ging in der Stube auf und nieder und rieb sich die Hände, denn die Erkältung peinigte sie, dann versuchte sie, unter den Balken und Brettern in die Kammer und zu der Truhe zu dringen, worauf einige warme Kleidungsstücke lagen; aber bald mußte sie jeden weitem Versuch aufgeben, ihre Kräfte, und hätten sie sich verzehnfacht, waren nicht im Stande, die Balken und die Schneelast, welche herniedergestürzt war, hinwegzuräumen.

Frena hatte die letzte Brodrinde verzehrt. „Wenn wir nur wüßten, ob es noch Nacht ist, oder schon Tag?“

„Es ist gewiß noch Nacht,“ erwiderte Marianne, obwohl sie vom Gegentheil überzeugt war, „morgen sind wir sicher gerettet. Die Lawine war vielleicht mächtig und da brauchen sie mehr als einen halben Tag, um bis zu uns zu gelangen.“

„Und lange, sehr lange dünkt es mir, seit der Sturz geschah und seit wir in der Finsterniß leben. Geh', meine Tochter, und schlag mit dem Stahl Feuer, daß ich nur auf kurze Zeit etwas Lichtes sehe und die Umgebung wieder erkenne. Ich weiß ja nicht mehr, wo ich bin — die Augen schmerzen mich von dem Hineinstarren in die ewige Finsterniß und es wird mir ganz wirr im Kopfe.“

Marianne that, wie ihr geheißen worden; die Funken flogen vom Steine und erhellten mit kurzen Blitzen das Gemach und die Fenster und außerhalb dieser die dicke Schneewand. Aber nur noch grauenhafter ward der Abstand der Finsterniß, wenn die lichten Strahlen zerstoßen waren. Marianne fühlte sich bald etwas erwärmt durch die kleine Anstrengung. „Wir könnten uns wohl Feuer machen,“ sagte sie, „und hätten so Licht und Wärme zugleich. Wenn ich den Spinnrocken zerbreche und den Schemel und vielleicht einen Stuhl, und dann eine Kachel im Ofen einstoße

— aber — nein! der Schornstein ist gewiß auch vom Schnee verschüttet und wir könnten im Rauch ersticken.“

„Ja, wir könnten ersticken — oder gar verbrennen — das ist ein gräulicher Tod — lieber erstarren oder verhungern, wenn es der Himmel einmal beschloffen hat, daß wir unkommen sollen.“

— „Wir wollen noch einmal beten, Mutter, und noch ein Lied singen — vielleicht erhört uns Gott.“

Sie sangen mit matter, bebender Stimme das Lied — dann lauschten sie lange mit angehaltenem Odem, ob kein Laut herabbringe in ihre entsehrliche Gruft.

Aber es blieb still und regungslos da oben. Zu Mariannens Müdigkeit — sie wagte es nicht, sich dem Schläfe zu überlassen, so lange die Mutter wachte, gesellte sich nunmehr noch die Qual des Hungers. Nach ihrer Berechnung ging der zweite Tag zur Neige, ohne daß sie etwas genossen hatte, und muthig mußte sie sich zeigen der schwachen, verzagenden Frau gegenüber. Der Feuerstein war bald abgenutzt, nur selten noch gab er unter ihren Schlägen einen Funken; als er zuletzt ganz klein geworden, entglitt er ihren Fingern, rollte über den Boden und war trotz mühsamen Stundenlangen Suchens nicht wieder aufzufinden. —

„D, was gäbe ich,“ hub nach längerem Stillschweigen die Alte wieder an, „für ein Stümpchen Licht, um in der Bibel oder in der Postille lesen zu können — um mich auf den Tod vorzubereiten. Der ist nun unvermeidlich, Marianne! — Komm' her, mein Kind — reich' mir die Hand, daß ich etwas Lebendiges fühle. Ich will Dich nicht mehr schelten.“

Das Mädchen, welches sich in den Stuhl gesetzt hatte und eben daran war, ihrer Mattigkeit zu erliegen, ermunterte sich sofort und trat zur Mutter.

„Sieh, mein Kind,“ fuhr diese fort, „alles Irdische ist eitel — das seh' ich jetzt ein. — Wenn Du auch den Schöppen genommen hättest — vor dem Tode erblaßt alle Erdenherrlichkeit, selbst die Sonne am Himmel. Sie ist nur schön, so lang' sie unser Auge sieht. — Ja — Du hast recht, Marianne — jetzt wär' ich allein und schon längst todt vor Angst und Bekümmerniß, und wäre recht elend gestorben, einsam und verlassen — in Verzweiflung. So hab' ich Dich noch und mit Dir noch einen Funken Hoffnung — und Hoffnung ist gut, zumal so dicht vor dem Tode. In Dir, mein Kind, hab' ich den letzten Trost. — Du vergiebst mir, Marianne — ich war oft recht hart ge-

gen Dich — besonders wegen des Schöppen und wegen des Andern —.“

„Ihr war't niemals böse gegen mich, Mutter!“ versetzte Marianne leise weinend, „Ihr war't immer meine gute Mutter und werdet's noch ferner sein. Ich allein war Schuld an Eurer bösen Laune, weil ich eigensinnig Euch nicht gehorchen wollte. — Aber wenn uns Gott errettet aus dieser bitteren Bekümmerniß, da will ich mich auch bessern — ich will Euch in allen Stücken folgen. Ich will den Schöppen heirathen, liebe Mutter, daß Ihr Euch wieder freuen könnt und daß Ihr schönere Tage schauen sollt. Ich gelobe es hier in diesem grenzenlosen Elend, das der Himmel über uns verhängt hat. Ich flehe nur um Euer Leben, liebe Mutter.“

„Gelobe nichts, mein Kind!“ versetzte sanft die Alte, „was wir dort oben verlassen, ist nur Rauch und Schatten. Wenden wir uns zu dem ewigen Heile. Alle Hoffnung auf Erden ist trügerisch und das Wahrscheinlichste ist uns der Tod. Und wenn es der Wille des Herrn wäre, uns noch diesseits zu einem neuen Leben zu erwecken — so kann sich Alles anders fügen, als wir gedacht, wir kurzichtigen Geschöpfe. Gelobe nichts, mein gutes Kind, was uns auf Erden verbindet — Gott nur ist der Herr unserer Beschlüsse.“

— „Aber, Marianne, meine liebe Tochter,“ fuhr sie nach einer Pause fort — „wir gedenken des Bernhards nicht; — ob er wohl schon ein lichter Engel ist, oder ob er weinend und wehklagend die Leute zusammenruft, die uns helfen sollen.“

„Bernhard lebt,“ versetzte Marianne, „wir sehen ihn gewiß wieder. Es ist mir, als erblickten ihn meine Augen oben im Kreise der Menschen, wie er sie weinend ansieht, nur fleißig zu graben, bis sie uns gefunden haben. Bernhard ist eben so klug als gut.“

„Ich will Dir glauben, meine gute Tochter,“ sagte die Alte mit sanftem Ausdruck, „ist es doch gewiß Gott, der Dir all' die Trostworte in den Mund legt, und wenn uns der Hunger nicht tödtet, so will ich hoffen und harren ein, zwei Tage noch. Ich will nicht mehr murren; sei dies Prüfung oder Tod: es kommt vom Herrn, der Alles weise gemacht und der mir jetzt das Herz zerknirscht, daß ich Deine Liebe und Dein frommes Herz erkenne, was ich früher nicht beachtet.“

„Es wird gewiß noch Alles gut und schön werden, liebe Mutter!“

„Setz' Dich wieder zu mir, Marianne und wärme mich; ich will mein Haupt in Deinen Schooß legen, vielleicht kann ich wieder schlafen und vielleicht kommt im Schlafe — wie Gott will — der Todesengel und erlöst mich sanft und schmerzlos, daß ich es nur fühle wie einen Traum. Sprich den Abendsegen über mich, Marianne!“

Marianne betete: „Unser Vater und Erhalter, wie Du alle Güter bescherst, so beschere uns auch den Schlaf und in ihm Dir gefällige Träume, damit wir neugestärkt erwachen und wirken zu Deinem Preise und in Deiner Gnade und für unsere Menschenbrüder in Liebe und für die ewige Seligkeit. Denn Du warest und bist der Herrgott Zebaoth in alle Ewigkeit, Amen.“

„Amen!“ seufzte die Mutter und bald darnach nahm der Schlaf die Kraftlose und Geängstigte in seine Arme.

Auch Marianne versuchte zu schlafen, aber noch kam er nicht, der widerspenstige Schlummer, jetzt, wo sie ihn suchte und seiner so sehr bedurfte. Sie sann und träumte eine geraume Weile, sie belauschte die Athemzüge der Schläferin und starrte zum Tode betrübt in die öde Finsterniß hinein.

Bald aber erhob ihre gebeugte Seele wieder ein freundliches Bild.

— Und hier unten, wo Hunger, Frost, Nacht und Todesangst herrschten, und sich um ihr schwaches Opfer stritten, hier unten waltete noch die Liebe, die Liebe einer reinen Mädchenbrust, der Götterstrahl des Himmels, der die Welt füllt in allen ihren Räumen und keine Dede unbefucht läßt und war's auch nur auf einen kurzen, seligen Moment!

Es summt ihr vor den Ohren melodisch, es war das Lied, das sie von einer Freundin gelernt, das Lied, das so wunderbarer Weise ganz auf ihre Lage paßte, das von ihren Leiden sprach und ihre Tröstung enthielt. Sie läspelte es unwillkürlich leise mit den Lippen:

Die Liebe ist gekommen
In mein armes Herz hinein,
Ich hab' sie ja nicht gerufen —
Wie kann ich strafbar sein?

Ich möcht' sie wohl verbannen,
Wenn sie nur von selber ging,
Doch wohnt sie zu fest im Herzen,
Sie ist ein gar böses Ding. —

Und daß ich schön ihn finde,
Das ist nicht meine Schuld,
Die Mädchen sagen es Alle,
D'rum hab' mit mir Geduld.

Und wird ein schöner kommen,
So lieb' ich ihn vielleicht, —
Ich möcht' aus der Brust ihn reißen,
Das ist aber nicht so leicht. —

Wie ein Hauch erbebt das letzte Wort auf ihren Lippen und sie entschlief. Um die schlummernde Gruppe lagerte sich lautlose, gedankenlose Nacht und Dede. Doch gewiß trat ein Engel Gottes zu den Erbarmenswürdigen und deckte sie mit seinen Flügeln. —

4.

Mit einem gellenden Schrei erwachte die Mutter und erweckte auch die Tochter. „Es brennt, Marianne! Alles brennt, ich auch. Barmherziger Gott, ich habe um Wärme geseht und um Licht und jetzt soll ich in Flammen sterben!“

„Ihr träumt, Mutter,“ tröstete und bat Marianne, „ermuntert Euch — wir sind noch immer hier im Finstern und in der kalten Stube — es war nur ein Traum, besinnt Euch, liebe, gute Mutter.“ Sie nahm den Kopf der Alten in ihre Arme und preßte ihn liebevoll an die Brust.

Die Alte sprach aber nicht im Traume, sondern im Fieberwahn. Hunger, Frost und Verzweiflung hatten ihre Sinne verwirrt und ein wüster Traum ihr Gehirn mächtig erschüttert.

„Nicht doch, nicht doch!“ fuhr sie weinerlich fort, und klammerte sich mit den starren Händen fest an die Tochter, „ich seh' ja Alles, ich weiß ja Alles. Sie haben mir die Hände und den Saum meines Rockes mit Feuer bestrichen — das giebt einen gelben grellen Schein. Und vor mir die Gletscher alle, die hohe Wand, die bis zum Himmel reicht, steht in lichten Flammen — das prasselt und wogt und rauscht und glüht bis zum kohlschwarzen Mond hinauf. Und droben in einer grünen Wolke sitzt Gott der Vater und droht mir mit dem Finger und neben ihm steht mein seliger Andreas, bleich und mit gefalteten Händen und will für mich vorbitten. Und um das Feuer unten tanzen die Teufel herum und schüren die Flamme und wälzen Gletschereis hinein, daß es nur noch heller brennt und schrecklich aufzischt. Mir rufen sie zu, ich sollt nur kommen, ich wär' die Feuerbraut; sie langen mit krummen Sabeln nach mir. Hu, das ist ja entsetzlich, versteck' mich, versteck' mich, mein Kind!“

„Aber, Mutter, Mutter!“ weinte Marianne, „das kann ja Alles nicht sein — ich sehe doch nichts davon — es ist Alles finster umher und kalt und schaurig.“

Schüttelt den bösen Traum von Euch — faßt Euch, Mutter — ich hab' Euch ja in meinen Armen, ich — Eure Tochter.“

„Das ist Alles Eins,“ versetzte die Alte dumpf und zitternd, „Gott Vater droht mir schon wieder und will den Andreas nicht anhören, weil ich so oft, wenn's schlecht ging, gegen seine Rathschlüsse gemurrt, weil ich mich hochmüthig gegen seine Schickungen aufgelehnt, und weil ich Euch, meine armen Kinder, in böser Laune das Mißgeschick entgelten ließ, das mich betraf, und wie der Bernhard einmal klagte, daß er friere, da sagte ich, er solle in die Hölle gehen, dort wär's heiß. Das ist jetzt Gottes Strafgericht — ich muß dafür elendiglich verbrennen. — Verbirg mich, meine Tochter, verbirg mich, daß mich die Teufel nicht sehen; sie freuen sich auf ihre Beute und tanzen lästerlich um den Feuerheerd und singen ein markzersehndes Lied. Hörst Du, hörst Du — wie sie mich rufen, wie sie höhnlisch lachen? Und siehst Du, wie die Flamme immer höher reicht bis zu den Sternen hinauf, die verglühn in weißer Asche wie Kohlen, nur Gott in seiner Wolke kann das Feuer nichts anhaben. Aber alles, alles ist blutroth gefärbt — das frist weiter — die ganze Erde wird brennen, das ist das Weltende, der Herr läßt die Erde in Feuer aufgehen — es ist Gottesgericht — der jüngste Tag! — Wo sind die Andern aber — ich bin ganz allein; bin ich allein nur eine Sünderin? Daß sich der Herr erbarm' — bete, Andreas, bete, laß nicht ab, den Herrn anzurufen. Jetzt kommen grüne Lindwürmer und umkreisen das Feuer, und Löwen und Tiger und schwarze Katzen — in der Luft fliegen rothe Drachen, die sind durchsichtig — man kann ihre Eingeweide zählen — statt des Herzens haben sie eine große Spinne im Leibe und aus den Rachen gießen sie Del in die brennenden Gletscher. Gott der Herr schwingt eine Geißel und treibt die wilde Jagd durch die Luft. — Sieh — und die Teufel, die blasen jetzt auf Menschenknochen, als wären's Alpenhörner — und der Eine, der lustigste, tanzt mit einem Gerippe durch die Flammen — das ist Auferstehung des Fleisches — und jetzt schlägt er's mit dem Schürbaum, daß es auf den dürrn Knochen schallt. — Da — da, Marianne, kommt ein großer Wallfisch durch die Luft mit Flügeln — die schüttelt er, es sind große Fledermausflügel, der öffnet den Rachen und gießt einen Strom hinab in die Glut, um sie zu löschen. Aber es ist nicht Wasser — es ist pures Del, es nährt die Flamme, die schlägt nur höher

empor — aber Gott dem Herrn kann sie nichts anhaben — auch dem Andreas nicht. — Oh! die Teufel rufen wieder nach mir — sie haben das Brautbett geschürt — Marianne, Marianne!“

Sie kreischte laut in namenloser Angst und umklammerte ihr Kind, als wollte Sie dasselbe erdrücken.

„Heiliger, barmherziger Gott,“ betete Marianne mit zerknirschter Seele — „sende uns den Tod — erlöse uns von Allem —.“ Die Sinne drohten ihr zu schwinden. —

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

(Ueber die Pflege der Fingernägel.) Die Nägel sind die Schilde und Stützen der Finger, denn sie schützen dieselben und geben ihnen Kraft und Gewandtheit. Ihre Wurzel ist weiß und bildet eine Art Halbmond, der indess bei manchen Personen mehr als bei andern sichtbar ist. Während des Lebens wachsen die Nägel fortwährend, ein Irrthum ist aber der gewöhnliche Glaube, daß sie auch nach dem Tode noch wachsen; das Fleisch an ihnen zieht sich vielmehr zurück und deshalb sehen sie länger aus.

Die Mode hat sich bei den verschiedenen Völkern ansehnlich um die Form und Farbe der Nägel gekümmert. Die Neger von Guinea lassen sie lang wachsen, theils zur Pierde, theils als wären sie bestimmt, den Goldstaub zu sammeln. Die Römer ließen sie sich durch Kunstfahrene Hände abschneiden. Die Chinesen und namentlich die Chinesinnen tragen sie unmäßig lang und spitz zulaufend. Die Frauen im Orient färben sie mit Hennah, und zwar röthlich. Nach einer Andeutung Molières scheinen die Elegants in dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. die Mode befolgt zu haben, den Nagel an dem Ohrfinger lang wachsen zu lassen. In unsern Tagen gilt es für modisch, sie länglich, leicht rundlich und in ovaler Form zu tragen; die eleganten Modedamen lassen sich die Nägel nur von besondern Nägelabschneidern puzen.

Um die „Toilette der Nägel zu machen“, bedient man sich bekanntlich eines kleinen Werkzeugs, welches die Nagelzeile heißt. Mit dem rundlichen Ende, das man auf den Nagel bringt, schiebt man die Haut zurück, welche die Nagelwurzel bedeckt. Ist diese Haut abgestorben, so schneidet man sie mit einer Scheere ab. Mit dem spitzigen Ende der Zeile, das man zwischen das Ende des Nagels und die Fingerspitze bringt, nimmt man den Staub hinweg, der sich hineingefest hat. Die beiden Seiten der Zeile sind höhl und bilden zwei Zahnreihen. Man faßt die Zeile mit der einen Hand und bringt den Nagel, den man kürzen will, zwischen diese Zähne, worauf man rund

herum darüber fährt und dabei dem Nagelende eine ovale Form giebt, ähnlich der, welche er an der Wurzel hat. Der Ober- und der Untertheil dieses kleinen Werkzeugs ist eine Feile, deren man sich bedient, um die Haut wegzunehmen, welche an den Fingerspitzen herum, namentlich am Zeigefinger und Daumen, sich verhärtet.

Sobald sich ein Theil dieser Haut abgelöst, ein Neidnagel sich gebildet hat, schneidet man ihn mit der Scheere ab und wäscht die Stelle mit etwas durch Wasser verdünnten Brantwein. Ist die wunde Stelle zu groß, so legt man ein Stückchen englischen Pflasters darauf.

Sind die Nägel zu schwach, oder durch irgend einen Unfall verletzt, so wendet man das nachstehende Mittel an: eine Unze Del von bitterm Mandeln, eine Drachme Weinsteinöl und etwas Citronenessenz. Hat man alles dies zusammengemischt, so bestreicht man die Fingerwurzel damit.

Ist in Folge einer Verwundung der Nagel mit Blut unterlaufen, so reibt man Salz und Wegerich untereinander und macht davon einen Umschlag, den man auf den Nagel legt. Auch das destillirte Scabiosenwasser soll die Eigenschaft besitzen, das ausgetretene Blut unter dem Nagel zu entfernen.

Hat man die Hände mit Mandelsteig gewaschen, so reibt man die Nägel mit einer halben Citrone.

Wer schlechte Nägel und schlechte Finger, namentlich breite, nicht rundliche hat, kann, namentlich in der Jugend, diesem Uebelstande abhelfen. Man läßt sich nämlich von dünnem Blech eine Art Fingerhut von der Länge des ersten Fingergliedes machen, der an den beiden Seiten offen ist und unten ein Loch hat, durch das man ein Band ziehen kann. In der Nacht nun steckt man die Finger in diese Hütchen, die man durch die Bänder am Handgelenke festbindet. Setzt man dieses Verhalten eine Zeit lang fort, so kann man hoffen, dünne Finger und hübsche Nägel zu bekommen, was bekanntlich eine Schönheit und ein Zeichen von Bornehmheit ist.

(Aufklärung.) Bekanntlich wurde kürzlich in Colmar vor den Assisen ein merkwürdiger Fall verhandelt, der sogenannte Prozeß Blatry. Man hatte einen verstümmelten Leichnam in einem Kasten gefunden, ohne daß sich der Mörder ermitteln ließ. Nun schreibt ein französisches Blatt (Echo de la Presse, vom 20. März d. J.), es habe sich eine höchst unerwartete Aufklärung gefunden. Wir theilen diese sogenannte Aufklärung mit, ohne sie für mehr als eine Mystification zu halten:

„Herr D. in Straßburg,“ heißt es, „empfangen einen Brief aus Heidelberg, der sogleich dem Gerichte mitgetheilt wurde. Dieser Brief heilt mit einem Male das Dunkel auf, welches den Prozeß Blatry bis jetzt umhüllte. Einige Studenten, unter ihnen auch der Sohn des Briefempfängers, hätten nämlich folgendes ausgesagt. Nach einem lustigen Gelage waren

einige auf den seltsamen Einfall gekommen, die französische Justiz zu mystifiziren, hätten im anatomischen Theater einen weiblichen Leichnam zerstückelt und denselben auf der Eisenbahn, wohlverpackt, fortgeschickt, um die französische Behörde in Thätigkeit zu bringen und zu sehen, was wohl die Folge davon sein würde. Nachdem man nun in Frankreich lange nach dem Urheber eines gar nicht existirenden Verbrechens gesucht und die jungen Leute sich ins Häufchen gelacht, hätte, als beinahe ein Unschuldbiger als Mörder verurtheilt worden wäre, der Sohn des Briefempfängers Gewissensbisse empfunden und seinem Vater Anzeige davon gemacht.“

(Neues für Gartenfreunde.) Nepaul ist jetzt derjenige Theil in Asien, dem sich die reisenden Botaniker vorzugsweise zuwenden, und zwar aus dem Grunde, weil das Clima dort von der Art ist, daß die schönen Bierpflanzen jenes Landes in Europa sich leicht ziehen lassen. Neuerdings hat man zwei wunderschöne Sträucher aus Nepaul nach England gebracht, von wo sie nun nächstens über ganz Europa werden verbreitet werden. Beide gehören der Art *Luoulia* an. Die Blüten derselben haben einen außerordentlich angenehmen Geruch, eine zierliche Form, sind in dem Augenblicke, wenn sie aus der Knospe brechen, ganz weiß und gehen dann durch alle Nuancen des Rosa bis sie vor dem Verwelken hellroth werden.

Ein wahres Wunder der Pflanzenwelt ist dagegen aus Mexiko angekommen und es macht unter den Botanikern und Pflanzenfreunden das größte Aufsehen. Herr Staines, der Botaniker, welcher für den botanischen Garten zu Kew in England reist, suchte hauptsächlich Cactusarten, die sich in Mexiko in großer Menge finden. Nach unerhörten Strapazen und zahllosen Gefahren gelangte er endlich in eine Berggegend, und man denke sich sein Erstaunen, als er sich da von völlig unbekanntem Cactusarten von einer Größe umgeben sah, die Alles übertraf, was die Phantasie sich vorstellen kann. Zwischen den Felsenblöcken lagen Melocacten und Chinocacten von der Größe der Felsenblöcke selbst. Die Chinocacten, oder Stachelcactus, die man in Europa recht wohl kennt, sind runde Massen von der Größe einer Melone; Staines fand hier aber dergleichen Cactus, die 3 Klaftern hoch waren und 7 bis 8 Klaftern im Umfange hatten. . . Einer dieser Cactusriesen sollte lebend nach England geschickt werden, aber das war keine leichte Aufgabe. Um eine Vorstellung davon zu geben, brauchen wir nur zu erwähnen, daß zwanzig Mann einen solchen Cactus kaum bewegen konnten, und daß er, als man ihn mit den Wurzeln ausgerissen und in einen besonders dazu erbauten Kasten gesetzt hatte, dreihundert Stunden weit durch ein unwegbares Land nach Vera Cruz geschafft werden mußte, von wo er nach England eingeschifft werden sollte. Ein mit sechs Paar Ochsen bespannter Karren konnte nur einen einzigen Kasten ziehen.

Die beiden schönsten dieser Wundercactus gingen leider unterwegs ein und nur einen, der wohlbehalten in Vera Cruz an-

kam, hat man jetzt in Kew in England erhalten. Dieser Cactus ist aber noch immer ein wahres Ungethüm, denn er wiegt nicht weniger als 700 Pfund. Er hat 44 Stachelrippen; seine Höhe beträgt etwas über eine Klafter, nämlich vierthalbe Elle, und im Umfang mißt er neun Ellen. Die Mexikaner nennen diesen Cactusriesen Bignaga. Man hofft, ihn in Kew blühen zu sehen und die ganze botanische Welt in England ist auf die ungeheuern Blüten neugierig, welche ein solches Pflanzenungethüm tragen muß!

Generalcorrespondenz.

Leipzig hat in Joseph Mejer (er ist wie Voriger Musikdirector am Theater) einen sehr fleißigen und ausgezeichneten Componisten gewonnen, und wir hatten in der letzten Woche Gelegenheit, auch seine Vielseitigkeit zu überblicken. Er hatte ein Concert veranstaltet, das, mit Ausnahme einer Nummer, ganz aus seinen eigenen Compositionen bestand, einer Symphonie, einer Ouverture, einem Sertett und einigen Liedern. Die sämtlichen Compositionen Mezers zeichnen sich durch ansprechende Gefälligkeit, die Lieder namentlich durch Innigkeit und Lieblichkeit aus. Vorzugsweise gefiel der dritte und vierte Satz der Symphonie, wie das Sertett und das Publikum gab seinen Beifall mehrmals laut und warm zu erkennen. — Am 14. März hatte Herr S. Emil Leonhard im hiesigen Gewandhaus eine musikalische Abendunterhaltung veranstaltet, in welcher von einem zahlreichen Publikum seine Compositionen mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Seine Symphonie in E moll und ein Psalm (138) für Solo und Chor, edel gehaltene Werke, welche, frei von Streben nach Effect, nur durch den musikalischen Gedanken siegen, erwarben ihm die allgemeinste Anerkennung. —

Italien fehlt vielerlei, aber mit Schauspielern, Sängern und Tänzern ist es sehr reichlich versehen. Es hat jetzt neun- und zwanzig große Schauspielers- und Sängergesellschaften. Noch reicher ist es an Theatern, denn Florenz zählt deren acht, Rom sechs, Mailand acht, Neapel sieben, Turin fünf, Venedig vier. Italienische Operngesellschaften außerhalb Italien giebt es in Wien, Kopenhagen, Berlin, Amsterdam, Bucharest, Paris, London, Corfu, Petersburg, Moskau, Odessa, Warschau, Madrid, Saragossa, Valencia, Barcelona, Keres, Tolosa, Palma, Lissabon, Smyrna, New York, Bahia, Rio Janeiro, Mexico, Algier, Dran ic. In der abgelaufenen Theaterfaison hat man die meisten neuen Opern in dem lombardisch-venetianischen Königreiche und in den sardinischen Staaten aufgeführt. Mailand ist die einzige Stadt, welche zwei Theater für Ballette besitzt. . . Regelmäßige Tänzergesellschaften findet man außerdem in Bergamo, Brescia, Cremona, Mantua, Venedig, Verona, Triest, Genua, Nizza, Novara, Alessandria, Neapel, Rom, Florenz, Livorno, Piacenza und Modena. — Daß die Italiener sehr ge-

lehrig sind nach dem zu tanzen, wie man ihnen aufspielt, ist eine längst bekannte Sache. —

Das holländische „Handelsblad“ theilt die Schilderung einer Ueberschwemmung in Nordchina mit, neben welcher die Ueberschwemmungen, die wir in den letzten Jahren in Europa zu beklagen gehabt haben und die uns vielleicht gerade jetzt wieder bevorstehen, zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit herabsinken. An dem gelben Meere nahm jene Ueberschwemmung den Character einer zweiten Sündflut an. Ganze Provinzen mit einer Bevölkerung gleich der europäischen Königreiche wurden vollständig unter Wasser gesetzt und als dasselbe sich endlich vertief, ließ es Tausende von Leichen zurück. Ueberall schwammen Bannen und Fässer umher, in denen man Leichen von Kindern fand. Mütter hatten ihre Kinder, als sie die Aussicht auf eigene Rettung aufgeben mußten, diesen schwimmenden Rachen in der Hoffnung anvertraut, daß sie durch dieselben vielleicht doch gerettet würden. Ueber siebzehn Millionen Menschen verloren bei dieser Ueberschwemmung Hab und Gut und verbreiteten sich hungernd über das übrige Land. —

Vor den Rebus ist keine Rettung mehr! Nachdem sie uns in den Journalen lange verfolgt haben, bringen sie nun gar in die Gesellschaften ein. Die geistreichen Leute plaudern in den Salons nicht mehr, sie zeichnen — Rebus; ja man führt Rebus auf, wie sonst Charaden oder lebende Bilder und wir sehen es kommen, daß nächstens ein speculativer Theaterdirector Rebus darstellen läßt. Und diese Rebusmanie zieht sich wie die Cholera durch ganz Europa; am ärgsten wüthet sie in Wien und in Paris. In der letztern Stadt, die nun einmal die Moden angeht, hat man angefangen, Rebus aufzuführen, z. B. folgenden. Ein Herr erscheint mit einem Buche unter dem Arme, auf dem man liest: Iliade. Ein anderer Herr ist als Abbé gekleidet und hat ein Glas mit Tisane in der Hand. Zu diesen beiden gesellt sich ein kleines Mädchen, das als Amor gekleidet ist. Was bedeuten diese drei Personen? — Il y a de la bêtise à nier l'amour. (Iliade — l'abbé tisanier — l'amour.) — Die deutschen Rebus, mit denen man uns peinigen wird, dürften schwerlich geistreicher sein. Am besten hat Dettinger die Manie persiflirt, indem er im Charivari auch einen Rebus mittheilte, der einfach aus einem L bestand. Und was heißt dieses L? Lohnkutscher (L — ohne Kutscher.) —

In Agen lebt bekanntlich ein Friseur und Barbier Jasmin, der, wie Niemand bestreitet, ein berühmter Mann und ein wirklich ausgezeichnete Dichter ist. (Wir haben im vorigen Jahre sein Portrait mitgetheilt.) Der Dichterruhm zieht dem Barbier außerordentlich viele Kunden zu; denn kein Fremder erscheint in Agen, ohne sich von dem großen Dichter den Bart abnehmen zu lassen. Dies thut nun Herr Jasmin nicht anders, als daß er dabei Bruchstücke aus seinen Werken declamirt, welche Niemand versteht, da sie in dem Patois jener

Gegend geschrieben sind. Dabei fließt freilich häufig Blut, denn Jasmin begeistert sich durch seine Poesie so, daß er die Kunden regelmäßig schneidet. Nach dieser blutigen Operation bietet der dichterische Barbier seine Werke zum Verkaufe an und wer sie nicht kauft, muß für die Abnahme des Bartes wenigstens dreifigmal so viel bezahlen als bei einem gewöhnlichen profaischen Barbier. Auch hat sich Jasmin auf diese Weise ein sehr bedeutendes Vermögen erworben. —

Das Leipziger (Zeitschriften-) Museum hat jetzt die erste Jahresrechnung abgelegt, aus welcher hervorgeht, daß die Anstalt von 419 Jahres-Abonnenten und von 495 Studenten benutzt und außerdem einmal von 4488 Fremden besucht wurde. Es enthält im ganzen 292 Zeitschriften, darunter 84 politische, nämlich 69 deutsche, 6 französische, 3 englische, 1 holländische, 1 spanische, 1 griechische, 1 ostindische und 2 amerikanische. Die Gesamteinnahme betrug 4528 Thlr. — Die Anstalt gehört schon jetzt zu den Sehenswürdigkeiten Leipzigs. —

Die Amerikaner sind noch immer gewaltige Lügner; es laufen durch die deutschen Blätter wieder einmal colossale Lügen, die man den Amerikanern zuschreibt; eine wirklich hübsche amerikanische Erfindung oder meinetwegen naturhistorische Entdeckung aber erzählte mir ein Bekannter, der Amerika mehrere Jahre durchwandert hat. Er befand sich mit einem alten amerikanischen Jäger auf der Bärenjagd und da er öfters Spuren von den Tagen und Zähnen der Bären an den Baumstämmen in einer Höhe gesehen hatte, zu welcher die Thiere nur hinaufreichen konnten, wenn sie sich aufrichteten und sich stark ausdehnten, so fragte er seinen erfahrenen Begleiter, ob man diese Kragspuren der Bären an den Bäumen nicht zu erklären wisse. — „Das ist eine Sache, die jeder Bärenjäger kennt,“ antwortete der Alte. „Im Frühjahr, wenn die Liebe auch in die Bärenherzen fährt, ein Bär einer Schönen nachläuft und dicht hinter ihr ist, richtet er sich an den Bäumen auf, dehnt sich, so weit er kann, an denselben hinauf und drückt da seine Zähne und Klauen ein. Kommt nun ein Nebenbuhler hinter ihm drein und er sieht diese Spur an den Bäumen, so stellt er sich geschwind auch hin und versucht, ob er eben so hoch hinauf reichen könne. Gelingt ihm dies, so setzt er seine Verfolgung muthig fort; kann er aber nicht so hoch hinaufreichen, so dreht er sich wehmüthig brummend um und läßt von der Verfolgung der Schönen ab, denn er weiß, daß der Nebenbuhler, der ihm voraus ist, stärker und größer ist als er und daß er also keinen Kampf mit ihm wagen kann.“ —

Ein Mädchen in Paris, das durchaus einen gewissen Ball besuchen wollte, aber die Mittel nicht fand, sich dazu ein neues Kleid zu verschaffen, hatte den schrecklichen Muth, sich das Leben zu nehmen. —